



Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 17

Dienstag, den 25. Ernting 1931.

Nr. 17

Aus der Geschichte eines alten Gotteshauses.

Von R. von Puttkamer.

Am 20. August 1889 brannte, von einem Blitz entzündet, die uralte Kirche zu Glowitz (Kreis Stolp) ab. Die Geschichte dieses uralten Kirchleins ist interessant, daß wir es dankbar begrüßen, daß es schon im Jahre 1889 geschriebener Aufsatz zur Verfügung gestellt wird, der es um seiner Anwesen willen verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Es heißt darin:

Allen Anwesenden wird es unvergänglich bleiben, die der fast fünfzig Meter hohe Turm, aus mächtigen Steinen gefügt, einer gewaltigen Fackel vergleichbar die schwarze Gewitternacht viele Meilen weit über Land und Meer hinauslohte. Schließlich wurde die Nacht des Feuers auch der eifernsten Eichen des Turms Herr, und mit gewaltigem Krachen stürzte er in die Glut hinab; mit ihm die Wetterfahne mit den Jahreszahlen 1062 und 1699, mit ihm die metallene Kugel, die die alten Dokumente und die Münzen barg. Die nur wenig beschädigte Fahne konnte man nach dem Feuer entziehen, den Knopf fand man später zerfettet, seinen Inhalt verbrannt und geschmolzen.

Vielen, sei es aus Anhänglichkeit an das alte Gotteshaus, sei es aus Interesse für die Altertumskunde, lag es vielleicht willkommen sein, zu erfahren, welche Wandlungen und Schicksale, böse und gute, über dieses alte Gotteshaus in den achthundert- und neunzig Jahren seines Bestehens hinweggegangen sind. — Es konnte nicht prunken mit stilvollem Schmuck, mit kostbarer Ausstattung im Innern, wie viele seiner Schwestern unseres Vaterlandes, aber wohl wenige gibt es, deren Standort so lieblich ist, wo das Auge sich so erfreuen kann weit hinaus an spigen Feldern und Wiesen, an schneeweißen Dünen und dunkelblauem Meer. — Auch eine Originalität konnte sie bis vor wenigen Jahren aufweisen: den kasubischen Gottesdienst. Noch bis zum Tode des Pastors Lohmann wurde alle vier Wochen in kasubischer Sprache Gottesdienst abgehalten, zu dem Priester und Greisinnen aus den Dörfern herbeiströmten. Viele entfallen sich wohl noch dieser Feiern, die weniger durch Schönheit, als durch Eigentümlichkeit hervorragend waren.

Leider können die Mitteilungen, besonders die ältesten, nur sehr spärliche sein, weil genauere Angaben erst vom Jahre 1712 an vorhanden sind, da in diesem Jahre die „Widme“ samt „Kücherei“ abbrannte.

Ich entnehme meine Aufzeichnung der vom Pastor Lohmann im Jahre 1856 begonnenen Chronik mit Ausnahme weniger Anmerkungen und Ergänzungen. Er schreibt folgendermaßen:

„Die ältesten Nachrichten, welche wir über die Gründung der Kirche zu Glowitz haben, stehen aufgeschrieben in dem Taufregister, das der Pastor Gottlieb Seering im Jahre 1712 zu schreiben angefangen. Da heißt es: Die Jahrzehnte dieser 3 letzten Prediger habe ich auf dem Fedel bemerkt der in dem Knopf, der vom Kirchenturm genommen gefunden ward. Anno 1699 ist der Fedel eingelegt dem 19ten Oktober von Jacobo Grüneberg und nun Anno 1712 der Kirchturm etwas vom Donner Schlag ver-

borben worden und repariert werden mußte, ist der Knopf, der nur 13 Jahre gestanden, abgenommen worden. Anno 1062 ist der Thurm allhier gebaut. Hat also bis 1712 da wir 1712 schreiben, 650 Jahr gestanden.“ — Nach der Sage soll schon zur Zeit des Heidentums unter den alten Eichen des Kirchhofs ein Heiligtum gewesen sein. Die drei Hügel, welche am Fuße des Kirchberges aus der Wiese sich erheben, sollen die Opferhügel gewesen sein. Nachgrabungen auf dem gegenüberliegenden Fichtberge zur Zeit des Pastor Küßell haben Urnen mit Asche und allerlei Waffengerät zu tage gefördert, welche nach Stettin für das Altertumsabinett gefandt worden. Diese Nachgrabung scheint jene Sage zu bestätigen. Worauf sich die Angabe gründet, daß der Turm im Jahre 1062 gebaut sei, hat der Pastor Seering nicht aufgezeichnet.

Ihren Altar, wie er noch bis vor wenigen Jahren erhalten war, hat unsre Kirche im Jahre 1619 erhalten. Es heißt in der Chronik: „Zur Zeit des Pastors Thomas Hecht ist auch der jetzige Altar gebaut; am 8. Juni 1619 freilich schon in die Kirche „bewegt“, aber erst um Ostern 1620 hat der Bildschnitzer seine Restzahlung für den Altar mit 66 Rthlr. pommerisch erhalten. Im Jahre 1856 erhielt die Kirche eine Orgel für 1200 Thaler. Gebaut war dieselbe von dem Orgelbauer Schulze in Paulinenzelle bei Erfurt.“

Am 24. Mai 1733 wurde der Pastor Petrus Schymonsky in Glowitz eingeführt. Ueber denselben finde ich folgendes in den Aufzeichnungen: „Anno 1733, den 24. Mai kam Pastor Schymonsky nach Glowitz als Prediger. Sowohl Höhe als Niedere waren gegen ihn, ja, es ging so weit, daß sie ihn aus dem Wege räumen wollten. Von den Widerwärtigkeiten, welche P. Sch. zu ertragen hatte, gibt folgende Erzählung Zeugnis: Bei seiner Antrittspredigt wurde ihm der Eintritt in das Gotteshaus von seinen Gegnern gewaltsam verweigert. An der Spitze dieser Partei stand ein Puttkamer, Herr auf Schwewen. Als Sch. dennoch durch die von der Sakristei in die Kirche führende Tür den Eintritt erzwungen hatte, feuert P. auf ihn, und nur dadurch, daß Sch. die Tür zuschlug, entging er dem Tode. Die Kugel drang in die Tür und noch jetzt konnte man das Loch in derselben sehen. Auch ein Kandidat in Schorin hatte ihn heimlicherweise beim Konsistorio denunziert, er lehre nicht orthodox und „sei in die gräuliche Sektiererei der Hertenhuter gefallen“. Als er einstmals am Sonntag in die Kirche gehen wollte, so versetzten ihm die Bauern die Thüre, wo er eingehen wollte. Da sagte er ihnen, als er vor ihnen stand und sie ansah: Ich komme hier an die Stätte im Namen Gottes des Herrn Jedaioth. Da ging alles auf die Seite und ließ ihn in die Kirche gehn.“ Weiter heißt es bei der Schilderung der Zustände während des Siebenjährigen Krieges: „Fast kein Sonntag verging 1757, wo nicht eine Dankagung für im Felde gefallene Soldaten aus der Gemeinde gehalten wurde. 1758 kam ein schleuniger Befehl an den Glowitzer Pastor Schymonsky, alles Kirchengut zu retten und nur der zimmernen Altargeräte sich zu bedienen. So wurde das Kirchengut

gerettet, aber die Russen schleppten Vieh, Korn und Stroh weg.“

Ich finde noch eine kurze Notiz über den Pastor Schymonsky, die diesen treuen Seelsorger der Glowitzer Gemeinde in ihrer schwersten und traurigsten Zeit trefflich charakterisiert: „Eine hundertjährige Frau Gresenz, die noch von Schymonsky eingeseignet war, erzählte dem Pastor loci 1854: Schymonsky war ein großer, stattlicher Mann; ebenso milde als stark, ebenso gefürchtet als geliebt. Häufig pflegte er Trunkenbolde und Ehebrecher körperlich zu züchtigen, aber jede trotzbedürftige Seele fand bei ihm Erquickung.“ Unter ihm sind, wie schon erwähnt, der nördliche und südliche Flügel angebaut worden, so daß die Kirche die Form eines Kreuzes erhielt. Auch stammen aus seiner Zeit zwei der drei Glocken unserer Kirche, die leider auch bei dem Brande spurlos vernichtet sind. Sie trugen folgende Inschriften mit erhabener Schrift:

Die größte:

Durch Gottes Gnade goß mich Johann Meyer in Colberg anno 1764.

Merk auf Du Christenkind

Die Glocke Dir nicht vergeblich klingt

Sie schreyt zu Gott und rufft dem Volk

Das sich zur Kirchen sammeln sollt

Drum komt, ach komt mit dem Gebeuth

Wenn Gott Euch rufft mit dem Geleut.

Die mittlere Glocke:

Durch Gottes Gnade goß mich Johann Meyer in Colberg anno 1764.

Rom mein Christ

In Gottes Haus

Rom wir wollen dahin gehen

Wo Gott theilet Segen aus.

Die kleinere Glocke, aus früherer Zeit als die beiden anderen:

Soli deo gloria anno 1677 A. W.

Pastor Paulus Grunberg

Patroni

Jac: P. Cl: P. Joh: L: P.

PROVISORES

ZAB. PVTK.

PET. HINR. REXIN.

Die Gewölbe unserer Kirche sind sämtlich bis auf das unter dem Glowitzer Chor befindliche vermauert, vielleicht sogar auch verschüttet. Ob sich überhaupt unter dem ältesten Teile der Kirche, dem Längschiff,

¹⁾ Wenn ich nicht irre, wurde im Jahre 1812 die letzte Einsegnung in kasubischer Sprache abgehalten.

²⁾ Die Zahl ist irrtümlich. Es wird 1462 heißen müssen. Die 4 wurde in der spätmittelalterlichen Form 8 geschrieben. Diese halbe 8 ist schon öfters mit einer Null verwechselt worden.

³⁾ Ebenso wurden daselbst im Anfang dieses Jahrzehnts beim Sandfahren drei Schwerter, drei Lanzenspitzen, ein Schildbuckel, eine Schnalle und Urnen nebst Knochen gefunden, die sich im Herrenhause zu Glowitz befanden, jetzt im Provinzialmuseum zu Danzig.

welche befunden haben, ist sehr zweifelhaft⁴⁾. In dem noch zugänglichen Gewölbe befinden sich fast nur Särge von Mitgliedern der Puttkamer'schen Familie; u. a. der des vor Prag 1757 neben dem Feldmarschall Graf Schwerin verwundeten Oberstleutnants von Puttkamer.

Im Jahre 1864 schließt der Verfasser seine Chronik bezugnehmend auf das gerade im Bau befindliche neue Pfarrhaus mit den Worten: „Wir aber wollen bauen, wie am Pfarrhause, so am eigenen Herd, bauen im Reiche Gottes und in unsern Kinde die

Treue, welche den Sieg hat im Himmel und auf Erden. Dazu hilf uns Herr Jesul Amen.“

⁴⁾ Bei den späteren Aufräumungsarbeiten brach der Fußboden infolge der Last des Brandschuttes durch und es trat vor dem Altar (im Schnittpunkt des Kreuzes) ein bis zur Decke mit dicht aufeinander geschichteten Särgen gefülltes Gewölbe zutage. Dasselbe wurde bei dem Neubau gänzlich zugeschüttet. Im Jahre 1930 ist auch dieses letzte Gewölbe beseitigt worden.

Das Bauernhaus im Regierungsbezirk Köslin.

Von Emil Goehrk, Reg.- und Baurat, Hannover.

Verlag J. Engelhorns Nachf. Stuttgart 1931. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde.) 29 S. Text, 4 Textabb., 20 Tafeln. Geh. 5.— RM.

Wie wir bereits in Nr. 13 der Beilage „Unsere Heimat“ mitteilten, hat der frühere Dezernent für Denkmalpflege bei der Kösliner Regierung und langjährige Zweite Vorsitzende des Vereins für Heimatkunde, Reg.- und Baurat Emil Goehrk, das Ergebnis seiner Studien über das hinterpommersche Bauernhaus in einem Heft niedergelegt, das kürzlich in der Sammlung „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“ erschienen ist.

Der Verfasser zeigt in knapper, aber außerordentlich klarer und anschaulicher Darstellung, wie sich das Bauernhaus in den verschiedenen Teilen des Kösliner Bezirks aus den geschichtlichen Bedingungen heraus zu verschiedenen Formen entwickelt hat und wie sich später diese Unterschiede wieder verwischen.

Im Gegensatz zu dem Westen und Süden unseres Vaterlandes, wo sich ursprünglich den verschiedenen Stammeseigentümlichkeiten entsprechende Bauweisen in den verschiedenen Landesteilen schon früh einheitlich entwickelt haben, zeigt unser Bezirk als ausgesprochenes Siedlungsgebiet charakteristische Unterschiede, die sich dadurch erklären, daß die Besiedlung von verschiedenen Teilen Deutschlands her vor sich gegangen ist. Erst in neuerer Zeit ist unter dem Einfluß der veränderten Verhältnisse eine Umwandlung erfolgt, die diese Unterschiede mehr oder weniger verwischt hat.

Der Verfasser unterscheidet drei hauptsächlichste Teile des Bezirks: die Kreise Lauenburg und Bütow, das Küstengebiet, den Süden des Regierungsbezirks (Kreise Neustettin und Dramburg). Für jeden einzelnen dieser Teile wird nacheinander die Entwicklung der Hausform, des Gehöfts und der Dorfanlage dargestellt.

Bezeichnend für die Kreise Lauenburg und Bütow, in denen die Besiedlung durch den Deutschen

Orden durch eine zweihundertjährige polnische Oberherrschaft abgelöst wurde — erst im Westfälischen Frieden fiel das Gebiet an Brandenburg und wurde dadurch endgültig wieder deutsch —, ist der Schrot- holzbau, den wir in den anderen Teilen des Regierungsbezirks nicht finden. Diese Bauweise, bei der die Außenwände aus 14 Zentimeter starken Halbhölzern bestehen, ist allerdings auch in diesen Kreisen durch den Fachwerkbau, die charakteristische Bauweise fast aller deutschen Landschaften, verdrängt worden. Die einheitliche Hausform, die wir bei den älteren Gehöften dieses Bezirks heute finden, wird erklärt durch Beeinflussung seitens der Gutsbesitzer, von denen die Bauern bis zur Stein-Gardenberg'schen Reform in jeder Beziehung abhängig waren, und insbesondere durch die von Friedrich dem Großen eingeführten Musterentwürfe. Das rechteckige Wohnhaus ist von der Längsseite zugänglich. Gegenüber der Eingangstür befindet sich der große gemauerte Rauchfang. Auf der einen Seite dieses Rauchfangs liegt die aus zwei Stuben bestehende Wohnung des Hofbesizers, auf der anderen eine Kammer oder die Wohnung des Altküfers. In den Stuben ist für jede Familie eine Kochnische mit dem Kochherd in den großen Rauchfang hineingebaut. Im Gehöft liegt ursprünglich das Wohnhaus gegenüber der Auffahrt im Hintergrunde des Hofes. Zu beiden Seiten stehen Wirtschaftsgebäude und als Abschluß gegen den Dorfplatz die Scheune mit einer Durchfahrt auf den Hof. Erst im 19. Jahrhundert hat sich diese Stellung grundlegend geändert: in den neueren Anlagen liegt das Wohnhaus mit der Längsseite oder auch mit dem Giebel an der Straße, die Scheune nach der Feldseite. Die Anlage der Dorfschaft richtet sich nach den Geländeverhältnissen. Es ist jedoch das Gemeinsame erkennbar, daß die Höfe einen großen Dorfplatz umschließen, der ursprünglich als gemeinsame Viehweide gedient hat, später aber meist von der Kreis- oder Provinzialstraße durchquert und mit Bildner- und Kossätenhäusern besetzt worden ist.

Ein ganz anderes Bild finden wir in dem Kü-

Ich glaube an mein Volk, und Du sollst auch daran glauben!

Wilhelm Raabe

(aus „Nach dem großen Kriege“)

stengebiet, das als Reichslehen zu dem wälschen Herzogtum Pommern gehört hat. Hier finden wir in dem bekannten „Rauchhaus“ die ausgesprochene Form des niedersächsischen Bauernhauses. Ein Beweis für die Besiedlung von Nordwestdeutschland her. Das Haus ist von der Giebelseite erschlossen und ist seiner Konstruktion nach ein hoch einräumiges Gebäude. Alle notwendigen Räume sind an- oder eingebaut. Der Rauch sammelt unter dem Dach und wird ohne Schornstein geführt. Im Gegensatz zu Niedersachsen werden allerdings die seitlich der Diele gelegenen Abseiten nicht mehr zur Unterbringung des Viehs benutzt, sondern meist als Vorratskammern und dergleichen. In den landwirtschaftlichen Betrieben sind besondere Nebengebäude errichtet. Seit Ende des 18. Jahrhunderts wird dieses Rauchhaus nach niedersächsischer Typ nicht mehr gebaut, sondern auf Grund strenger und eingehender Vorschriften Friedrichs des Großen durch sogenannte Querschäfer ersetzt, die den Eingang von der Längsseite haben und die sich schließlich einer ganz ähnlichen Form, wie sie für die Kreise Lauenburg und Bütow bezeichnet ist, entwickelt haben. Im Gehöft steht ursprünglich das Wohnhaus mit dem Giebel nach dem Hof, gegenüber ein Wirtschaftsgebäude an der Straße, rechts und links Wirtschaftsgebäude. Später wachsen diese Gebäude meist um dem Zorgebäude zu einer geschlossenen Vierkantform zusammen, während das Wohnhaus frei stehen bleibt. Die Dorfanlage ist die gleiche wie in den Kreisen Lauenburg und Bütow.

Einen ganz anderen Charakter zeigt die ursprüngliche Hausform und Gehöftanlage im Süden des Regierungsbezirks, der hauptsächlich von den Kreisen Neustettin und Dramburg eingenommen wird. Man betritt das Haus von der Längsseite. Ein Flur, in dem der Herd seitlich eingebaut ist, geht durch die ganze Tiefe des Gebäudes. Die Flur ist etwa ein Meter höher als die seitlich anschließenden Wohnräume, so daß über den Stuben ein sogenannter Drempel entsteht und der Rauch seitlich über den Decken der Stuben nach dem Dachboden abziehen und durch das Strohdach bezw. den Giebel entweichen kann. Mit der Einführung des Schornsteins fällt der Höhenunterschied zwischen Diele und Stuben, der nun keinen Zweck mehr hat, weg und es entsteht eine Hausform, die sich von denjenigen in den Kreisen Lauenburg und Bütow nur durch die größere Geschosshöhe unterscheidet. Das Vorbild für diese Hausform wie auch für die Gehöftanlage, bei der das Wohnhaus seitlich, mit dem Giebel nach der Straße, angeordnet ist, wird in Mittel-

Heimatbücherei.

Deutsche Kultur.

Deutsche Kultur — das Wort hat Klang! Es rückt vor unsere Seele das Bild von etwas Großem, Kostbarem, ja Einzigartigem; von einem Erbe, in dem das Beste von Vätern und Urvätern lebendig ist, von einem Kleinod, das nur wir besitzen, das aber zum Segen war und sein wird für die Völker der Erde. Freilich, wie so manches Familienerbstück liegt auch das Kleinod „Deutsche Kultur“ wohlverwahrt in alter Truhe. Man redet oft und stolz von deutscher Kultur. Man kennt wohl auch die eine oder andere vielgepriesene Seite deutschen Kulturschaffens. Aber ein scharfes Bild von dem Werden und Sein deutscher Kultur, von ihrer Verflochtenheit mit fremden Kulturen, von ihrer Eigenart in den verschiedenen Epochen deutscher Geschichte haben auch unter den Gebildeten nicht allzu viele. Und doch weiß um die Geschichte seines Volkes nur, wer die Vorfahren beobachtet im Kreise ihrer Familien und Freunde, am Werkisch, Pflug oder Schreibpult, im Kampfe mit Himmel, Erde und Meer. Kräftiger und echter als an den Schauplätzen der hohen Politik pulste deutsches Leben immer im Rahmen des Alltags. Man

ist sich heute darüber klar, daß Volk und Jugend viel gründlicher als bisher mit der deutschen Kulturgeschichte vertraut werden müssen. Da kommt jetzt zur rechten Zeit ein Werk, das dieser Notwendigkeit Rechnung trägt: Deutsche Kulturgeschichte von Dr. Friedrich Zoepfl. Die Ergebnisse der kulturgeschichtlichen Forschung zusammenfassend und für weitere Kreise umprägend, entwirft der Verfasser ein Gesamtbild des deutschen Kulturstrebens in den einzelnen Abschnitten der deutschen Geschichte. Wir geben zur Kennzeichnung des ganzen Werkes einen Abschnitt aus dem ersten Buch wieder.

„Den Südländern erschienen die Germanen schon nach ihren körperlichen Merkmalen als ein anderer Menschenschlag. Das helle, rotblonde Haar fiel den Älten an den Germanen sofort auf, und sie fanden es so schön, daß rotgefärbte Haare in Rom alsbald Mode wurden. Außerdem bewunderten die Südländer an den Germanen ihre helle, durchsichtige Haut, ihr leichtes, klares, im Zorne wildflammendes Auge, ihren hohen Wuchs und ihre gewaltige Kraft. Noch Papst Gregorius d. Gr. (590—604) bestaunte an angelsächsischen Jünglingen die lichte Schönheit der germanischen Rasse. Als er einst, so wird berichtet, über den Markt zu Rom ging, sah er unter den an-

geborenen Sklaven gar stolze Jünglinge, von herrlicher Gestalt, schönem Angesicht und lichten Haaren. Er fragte den Kaufmann, aus welchem Land er hergeführt habe. Dieser antwortete, aus Britannien, da seien alle Menschen so licht und schön. Skelettfunde und Mumienfunde bestätigen die beträchtliche Leibgröße und die unbändige Muskelkraft des Germanen. Sie zeigen auch, daß der Germane der alten Zeit nicht wiegend langschädelig war.

Entsprach dem Kraftvollen, lichten Außeren auch ein solches Seelenleben? — Es wäre verfehlt, wollte man sich die Germanen durchgehends als Idealmenschen vorstellen, tapfer, treu, offen, gemütsstief, ohne jeglichen Schatten. Die Germanen waren von höherer Kultur nur wenig berührt; sie waren noch weit mehr Naturmenschen und als solche Kinder des Augenblicks, ein Gemisch von Hohem und Niedrigem, ohne Hoffnung, noch keine Erfüllung. Sie hatten in ihrem Wesen manches mit andern Naturvölkern gemein, immerhin hob sich ihre seelische Eigenart kräftig von ihren westlichen und östlichen Nachbarn und um mehr von den südlichen Völkern ab. Die römischen Schriftsteller heben eine Reihe wenig ansprechender Wesenszüge hervor, die sie an den Germanen beobachteten: eine Wildheit, die sinnlos alles niederschlug

Deutschland zu suchen sein. Die Wahrscheinlichkeit dieser Herkunft erklärt der Verfasser damit, daß diese Kreise schon Ende des 13. Jahrhunderts unter dem Schutze der Astanier gestanden haben.

Ein letzter Abschnitt ist den Siedlungen Friedrichs des Großen gewidmet, die für die spätere Entwicklung von ganz besonderer Bedeutung geworden sind. Ihr Gebäude- und Hoftyp, auf behördliche Musterentwürfe zurückgehend, hat fast allenthalben die frühere stammeseigentümliche Bauweise verdrängt.

Die Ausführungen des Verfassers werden unterstützt durch eine große Anzahl von eigenen Aufnahmen, die auf zwanzig Tafeln in maßstäblichen Zeichnungen wiedergegeben sind. Gerade diese Zeichnungen, auf denen das konstruktive Bedeutungsvolle und das Typische in Grundriß und Lageplan sehr klar herausgearbeitet ist, machen die kleine Schrift über

ihren äußeren Umfang hinaus wertvoll. Auch die Auswahl und Wiedergabe der photographischen Aufnahmen verdient Anerkennung.

Wir können dem Verfasser dankbar sein, daß er durch seine Untersuchung für ein Gebiet, das bisher noch zu wenig beachtet worden ist und über dessen bau- und siedlungsgeschichtliche Voraussetzungen selbst in Fachkreisen noch ziemliche Unkenntnis bestand, in einer auch für den Laien verständlichen Form die erforderliche Klarheit geschaffen hat. Zu bedauern ist, daß infolge der zahlreichen Abbildungen der Preis des Festes im Verhältnis zu seinem Umfang einigermaßen hoch gesetzt werden mußte; der innere Wert der Abhandlung rechtfertigt allerdings den Preis durchaus. Das Büchlein sollte in keiner Schulbibliothek unseres Regierungsbezirks fehlen, denn der heimatkundliche Unterricht kann und wird aus ihm reichen Nutzen ziehen. Sardemann.

Pommersches Volksliedarchiv

Alte Soldatenlieder.

Auf die mehrfachen Aufrufe in unserm Blatte, alte Lieder, die früher im Volke gesungen wurden, aufzuzeichnen und uns einzusenden, ist uns aus Gütz (Kr. Köslin) ein Heftlein mit einundzwanzig Liedern mancherlei Inhalts, darunter besonders auch eine ganze Anzahl alter Soldatenlieder, zugegangen. Der Einsender, Herr Alfiker Friedrich Rufferow, schreibt dazu, daß er alle diese Lieder vor mehr denn fünfzig Jahren als 49er in Gnesen mit seinen Kameraden im Dienst auf Märschen und in der Feierstunde in der Kaserne gesungen habe und sich noch oft und gern dieser schönen Zeiten in der einst deutschen Stadt Gnesen erinnere. Wir bringen nachstehend aus dieser Sammlung einige Lieder, in denen Freud und Leid des alten Soldatenlebens wiederklingt, in der Annahme, daß sie nicht nur bei unseren alten Soldaten, sondern auch bei dem jungen Geschlecht, das trotz des Schmachvertrages von Versailles den soldatischen und heldischen Geist in unserm Volke nicht untergehen zu lassen gewillt ist, Anklang finden werden.

Herrn Rufferow, Gütz, sei auch an dieser Stelle nochmals für seinen wertvollen Beitrag, den wir an das Pommersche Volksliedarchiv Greifswald weitergeleitet haben, Dank ausgesprochen.

I.

1. Ich bin ein lust'ger Füßler,
Juchheidi, juchheidal
Niemand meinen Mut verliert,
Ich diene meinem König treu,
Juchheidi, juchheidal
Und lieb' mein Mädchen auch dabei.
Juchheidi und juchheida, juchheidiheidal
2. Des Morgens, wenn ich früh aufsteh
Und zum Erzerzieren geh,

Dann beschau ich erst vorher
Meinen Säbel und Gewehr.

3. Der Schersant tut inspizieren,
Gewehr und Säbel revidieren.
Jeden Knopf besieht er sich,
Und schimpft dann ganz fürchterlich.
4. Unser Leutnant spricht alsdann:
„Kommt Er mir nochmal so an,
So schwöre ich bei Stock und Stein,
Schlag ein Donnerwetter drein!“
5. Der Feldwebel kniebein
Teilt die Kompagnien dann ein,
Teilt in Jüge groß und klein,
Auch wohl in Sektionen ein.
6. Unser Hauptmann, der ist gut,
Wenn er Lieschen reiten tut.
Aber wie wirds dann aussehn,
Wenn er muß zu Fuße gehn?
7. Auf dem Marsch ein lustig Lied,
Aus der Flasch ein' tücht'gen Hieb,
Der uns durch die Kehle pfeift,
Macht den Marsch nochmal so leicht.
8. Kommen wir dann ins Revier,
Schicken wir die Spitze für,
Machen auch Attade mit Hurra,
Rufen all Vittorial
9. Liegen wir dann in dem Bett,
Schnarchen alle um die Bett',
Hört man aus der Ferne schon
Des Hornisten heitren Ton.
(Der Schluß scheint unvollständig zu sein.)

II.

1. Soldatenleben, das ist schön, faldiral
Mit hübschen Kleidern auszugehn, faldira.
Ein hübsches Mädchen auch am Arm,
Das macht den Füßler so warm.

2. Des Abends gibt es Zapfenstreich.
Die Uhr schon auf Zehne streicht;
Dann sitz ich in der Kneipe fest,
Und morgens komm' ich in Arrest.
3. Herr Gott, die Meldung ist gemacht,
Daß ich die Nacht gestrichen hab'.
Der Hauptmann ist ein guter Mann,
Er schreibt mir nur drei Tage an.
4. Dann zieh ich schlechte Kleider an
Und nehm's Kamisbrot untern Arm
Und reise mit vergnügtem Sinn
Wohl nach der Wilhelmstraße hin.
5. Der Schließer ist ein alter Graus,
Der lehrt mir alle Taschen aus
Und zeigt mir eine Zelle an,
Und ich bin ein gefangner Mann.
6. Die Zelle, die ist ziemlich klein,
Darin ein hartes Preißschelein,
Kamisbrot und ein Wasserkrug;
Daran hab ich drei Tag' genug.
7. Ich leg mich auf die rechte Seit',
So ganz ermüdet von dem Streit.
Dann dreh ich mich zur linken 'rum,
Und schon sind die drei Tage um.
8. Des Mittags um halbzwölfe Uhr,
Dann kommt der Untoffizier du jour
Und meldet bei dem Schließer an,
Daß er mich jetzt entlassen kann.
9. Komm' ich des Mittags zum Appell,
Melb' ich mich aus Arrest zur Stell',
Dann heißt's: Schweinhund, nimm dich in acht,
Sonst kommst du wieder auf die Wagh!

III.

1. Ach, schönster Schatz, erlaube mir,
Auf eine Viertelstund — Jumbiwum!
Deinen Rosamund zu küssen
Bei der Nacht, wenn's finster ist!
Jumbiwum!
2. „Meinen Rosamund zu küssen,
Ei, das kann ja bald geschehn.“ — Jumbiwum!
Aber, Schönste, du mußt wissen,
Ob wir hier auch sicher stehn.
Jumbiwum!
3. „Mein Herr, ich kann's nicht sagen.“
Komm' her und schau mal an — Jumbiwum!
Komm' ein wenig her und schau,
Scheint, als wenn's Patrolje wär.
Jumbiwum!
4. Guten Abend, meine Herren! —
„Guten Abend! Noch so spät?“ — Jumbiwum!
Ach, ihr werd't mich doch nicht arretieren
Bei so dunkler später Nacht?
Jumbiwum!
5. „Keine Gnad' hast du zu hoffen,
Denn du mußt mit auf die Wagh' — Jumbiwum!
Denn was hast hier zu kopieren
(wohl aus kopulieren entstellt; hier im Sinne
von Lieben)
Bei so dunkler, später Nacht.“
Jumbiwum!

was sich ihr in den Weg stellte, die die Fährnisse der Jagd und den männermordenden Kampf als die höchste Seligkeit des diesseitigen und des jenseitigen Lebens betrachtete; eine Grausamkeit, die sich aus dem Töten von Greisen und dem Aussetzen von Kindern, aus dem Hinschlachten von Kriegsgefangenen und dem Foltern von Verbrechern wenig machte; eine Hinterlist, die ohne Bedenken beschworene Verträge brach; eine Trägheit, die alle Arbeit in Haus und Feld den Weibern und Sklaven aufbürdete; eine Trunksucht und eine Spielwut, die Weib und Kind, Haus und Hof, ja, die eigene Freiheit bedenkenlos einsetzte; eine Eigensucht, die nur zu oft das eigene Volk preisgab und Sonderbündnisse mit dem Feinde schloß. Wir haben keinen Grund, diese oft wiederholten Urteile der römischen Geschichtsschreiber samt und sonders beiseite zu schieben. Alle diese Untugenden sind so sehr Aeußerungen eines von höherer Sittlichkeit noch nicht gebändigten Volkes, daß wir uns gar nicht wundern, sie auch bei den Germanen zu finden. Nur dürfen wir nicht, wie die meisten Römer, glauben, mit diesen Strichen sei das ganze Bild der germanischen Seele gezeichnet. Nein, neben dem Schatten strahlte auch helles Licht, ja, so helles, daß Tacitus seinen verweidlichten

Landsleuten viele Jüge germanischen Wesens geradezu als nachahmenswert vor Augen stellte: die Tapferkeit, die mit nackter Brust Kämpfte und Flucht für das schändlichste Verbrechen hielt; das Ehrgefühl, welches den Ruhm höher schätzte denn das Leben; den Freiheitsdrang, der sogar Frauen den Tod der Sklaverei vorziehen ließ; die Treue, die den Mann an seinen Fürsten und den Fürsten an sein Gefolge mit unzerreißbarem Bande knüpfte; die Gastfreundschaft; die eheliche Keuschheit und vor allem das reiche, tiefe Gemüt, das mit Baum und Tier wie mit belebten Wesen verkehrte, das in Gewitter und Windeswehen die Nähe des allwaltenden Gottes ahnte, das den Mann aus der Unrast des Kampfes wieder heimzog zu Weib und Kind, in den Frieden der Familie. Das weiche, tiefe Gemüt war es, das die unvergänglichen Sagen und Märchen wob, das die Männer zu Träumen und Grübeln lockte, das sie zu ihrem eigenen Unheil oft genug die drängenden Gegenwartsaufgaben übersehen ließ. Nicht Willensmenschen, nicht vorwiegend Latmenschen, mehr Menschen tiefen Gemütes waren die Germanen, und dies Erbe ist den Deutschen geblieben bis in die Gegenwart — zu ihrem Glück wie zu ihrem Leid.“
So schildert der Verfasser den Entwicklungsgang

der deutschen Kultur. Er verzichtet mit Absicht auf blendende Kombinationen, auf romanhafte Ausmalung, auf Glorifizierung heimischer Art um jeden Preis. Im Geiste der alten Schule tritt er mit seiner Persönlichkeit zurück und läßt die Geschichte für sich selbst reden und zeugen. Und wahrhaftig, die deutsche Kulturgeschichte zeugt für sich selbst. Gewiß, der Deutsche ließ sich in seinem Ringen um eine ihm zusagende Lebensform nicht immer zu seinem Nutzen vom Ausland beeinflussen, er sank bisweilen zur Unkultur herab und gab auch ans Ausland nicht immer sein Bestes weiter. Allein in der Tiefe seines Wesens hatte das deutsche Volk doch allzeit einen unerschöpflichen Vorrat an Kraft, Gemüt, Gewissen, Schaffenslust, Frohsinn. Aus dieser Tiefe drang immer wieder helles Licht empor, Sein und Schaffen durchleuchtend und veredelnd. Diese Tiefe zu schauen in allem Menschlichen ist Genuss und Erhebung zugleich. Zu solcher Betrachtungsweise will uns Joepf's Kulturgeschichte (Verlag Herder & Co., G. m. b. H., Freiburg i. Br.) verhelfen. Der erste Band des auch in etwa zwölf Lieferungen zu je 3,80 Mk. bezehbaren zweibändigen Gesamtwerkes liegt abgeschlossen vor und dürfte mit seinem geschmackvollen Einband eine Zierde jeder Bücherei bilden.

6. Nun ade, mein liebes Mädchen,
Nun ade, Schatz, lebe wohl! — Jumbiwum!
Ich bin jetzt gefangen worden
Und muß folgen der Patroll
Jumbiwum!
7. Wenn es jedem so ergeht,

Ei, dann hört das Lieben auf bei Nacht —
Jumbiwum!
Dann darf keiner mehr zum Liebchen gehn,
Jeder liebt und bleibt zu Haus.
Dr. Schulz.
(Fortsetzung folgt.)

Vom alten pommerischen Schäferhumor.

Auch ihm, dem Schäfer unserer Heimat, hat man schon das Totenlied gesungen, aber zähe, wie seine ganze Art nun einmal seit unvordenklichen Zeiten ist, läßt er sich nicht so leicht unterkriegen, und noch vieler Geschlechter von Schäfern werden in der pommerischen wie in der deutschen Landschaft überhaupt uns und unseren Nachfahren jenes uralte, reizvoll überlieferte Bild darbieten, wenn sie im alten wettergegerbten Mantel, den treuen „Wasser“ oder „Bauschan“ oder „Raro“ als eifrig dienende Helfer zur Seite, gestützt auf den hohen Stab, am Hügelhang stehen und ihren vierbeinigen Pflegebefohlenen die Richtung weisen; den Tieren der Herde, von denen sie, wie der Pächter Nebendahl in Heinrich Seidels „Leberecht Hühnchen“ erzählt, jedes „perkönlich nach der eigenen Phystognomie“ kennen.

Ja, nachdenklich und in sich versunken scheinen sie die Ferne mit adlerscharfen Augen durchdringen zu wollen, und im Gemüt städtischer Wanderer mag sich wohl oft schon die Frage erhoben haben, woran so ein Schäfer eigentlich denke. . . .

An einem schönen Sommerabend sah in der Nähe eines vorpommerischen Städtchens ein junger Amtsrichter einen Schäfer bei seiner Herde stehen, wie gewohnt, den Stock als Stütze benutzend und regungslos ins Weite schauend. Den lebhaften Juristen beschäftigte auch das Thema, an was wohl ein Schäfer zu denken pflege, wenn er ungestört stundenlang vor sich hingrübte. Er trat auf den Mann zu und fragte ihn: „Sagen Sie mal, lieber Freund, an was denken Sie wohl, wenn Sie so lange still in die weite Gotteswelt blicken?“ — Der Schäfer sah den Neugierigen erst groß und unwirsch an, aber dann antwortete er trocken, während ein blühartiges Zucken um seine faltigen Mundwinkel spielte: „Is Sei denn so bömlich, dat Sei immer an wat denken möt?“

Fast Legion ist die Zahl der lustigen Geschichten, in denen die Schäfer die Hauptrolle spielen und die im Volk auf dem Lande von Mund zu Mund weitergetragen werden. Einmal soll einer von ihnen zum Pastor gegangen sein und ihn gebeten haben, ihm gleich zwei Frauen anzutauen. Aber der Geistliche sagte ihm, er solle es zunächst bei einer bewenden lassen, er werde dann später wieder einmal wegen der Sache bei ihm nachfragen. Als der Pastor sich nun nach einem halben Jahr bei ihm erkundigte, ob er noch eine zweite Frau haben wolle, da erwiderte der Schäfer: „Doh, Herr Pastor, dat is blot um dat Flicken und Waschen un dat beten Etenlaten (Essenlochen), süß hadd dat ganze Döörp an een Fru noog.“

Ein anderer Schäfer kam zum Pastor und sagte ihm, daß er seine Magd heiraten wolle. Der Geistliche riet ihm ab, weil die Dirne nichts taue. Aber der Schäfer beharrte auf seinem harten Kopf und sagte: „Dat is ne glarre (glatte) Deern, un dat Dog will so oof wat hebben!“ Nicht lange danach traf der Pastor den jungen Ehemann mit einem ganz verbundenen Gesicht. „Na“, schmunzelte er, „hett dat Dog nu oof wat freegen?“

Ein Schäfer, der Johann Kohlschwanz hieß, schämte sich wegen seines häßlichen Namens, sich mit seiner Braut ausbieten zu lassen. Er bat daher den Pastor, er solle doch beim Aufgebot den Namen nicht so gerade heraus sagen, sondern ihn ein bißchen „vermimmeln und vermanneln“; er wolle ihm auch einen fetten Hammel dafür geben. Am Sonntag sagte nun der Pastor auf der Kanzel: „Es wird aufgeboden der sogenannte Johann, bißchen vermimmelt und vermannelt, was der Ruh hinterm Leibe bammelt, der Bucht- und Hüttenmacher, der hochstehende, weitsehende, rauchende und pfeifende Feldmarschall über viel Volk.“ Ueber diese schöne Umschreibung war der Schäfer so begeistert, daß er dem Pastor zwei Hammel als Geschenk brachte.

In einem andern pommerischen Dorf — so erzählt ein im Jahre 1764 erschienenes Anekdotenbuch: „Benedicium für lustige Leute“ — hatte der Pastor

große Lust am Wetterprophezeien, und da seine Voraussagen meist besser eintrafen als die des Kalenders, hielten die Bauern ihn für einen Wahrsager. Das Dorf fiel nun an einen Edelmann von sehr ungestümer Gemütsart. Dieser ließ eines Morgens den Pfarrer noch in der Dämmerung zu sich rufen und fragte ihn, ob es richtig sei, daß er sich mit Wahrsagen abgäbe. Der Pastor erwiderte, daß er dergleichen nie getan habe; da er aber ein Liebhaber der Astrologie sei, geschehe es bisweilen, daß gewisse Begebenheiten, die er aus der Stellung der Gestirne vorhersehe, wirklich einträfen. Der Edelmann, der nichts von dieser „Wissenschaft“ kannte, verstand nichts von diesen Worten.

„Söret“, sagte er, „wenn Ihr nicht vier Dinge ratet, die ich zu wissen begehre, so will ich Euch derbe peitschen und mit Euch als einem Betrüger umgehen. Ihr sollt mir sagen: Erstlich, wo der Mittelpunkt der Erde ist; zweitens, wieviel ich wert bin; drittens, was ich denke und viertens, was ich glaube.“ — Der Pfarrer wollte sich von der unangenehmen Geschichte losmachen und suchte dem Edelmann zu Gemüte zu führen, daß Gott allein die Herzen der Menschen erforsche und ihre Gedanken wissen könne. Da aber der Gutsbesitzer mit großem Ungehum auf seinen Fragen bestand, so bat sich der Pastor bis zum andern Tage Zeit aus, um in seinen Büchern nachzuschlagen zu können. Dieses wurde ihm zugestanden.

Darauf ging er ganz niedergeschlagen nach Hause. Unterwegs begegnete ihm der Schäfer, und dieser fragte ihn um die Ursache seiner Betrübnis. Als ihm der Pfarrer den Grund erzählt hatte, lachte der Mann und versprach, diese Sache selbst auf sich zu nehmen. „Denn“, sagte er, „da Euch der neue Herr des Morgens in einer finsternen Kammer gesprochen hat, so wird er Euer Gesicht gar nicht genauer betrachten haben. Mich kennt er gar nicht; es wird mir also leicht fallen, Eure Person vorzustellen, wenn ich Eure Kleidung anhave, und seine Fragen will ich schon hinlänglich beantworten.“ Der Pfarrer, der des Schäfers verschlagenen Kopf kannte und überdies in größter Verlegenheit war, wie er seines Edelmanns Begehren befriedigen sollte, willigte notgedrungen in den Vorschlag ein.

Nachdem also der Schäfer am nächsten Morgen die Priesterkleider angezogen hatte, ging er mit einem Stock in der Hand zu dem Edelmann und ließ sich als Pfarrer anmelden, der nunmehr die gestellten Fragen beantworten wolle. Der Edelmann ließ ihn sogleich vor sich kommen und fragte ihn, ob er sich nun getrauen wolle, ihm mit seinen Antworten Genüge zu tun. Der Schäfer versicherte, daß er dafür sein Leben zum Pfande setzen wolle.

„Nun“, fragte der Edelmann, „wo ist denn der Mittelpunkt der Erde?“ — „Das will ich Ihnen nicht nur sagen, sondern auch selbst den Ort zeigen, wenn Sie mir folgen wollen. Wir brauchen eben nicht weit zu gehen, denn er ist ziemlich nahe.“ — Sie gingen darauf beide auf ein Feld, und der Schäfer stellte sich dort an, als ob er mit seinem Stock die Erde messe. Dann steckte er ihn in die Erde und sagte: „Hier, gnädiger Herr, just hier ist der Mittelpunkt der Erde.“ Der Edelmann fragte, wie er das beweisen wolle. — „Lassen Sie es ausmessen“, antwortete der Schäfer, „wenn ein Zoll daran fehlt, will ich das Leben verlieren.“

Der Edelmann sah wohl, daß das Nachmessen nicht in seiner Macht stände, deshalb ging er davon ab und kam auf die zweite Frage, wieviel er wohl wert sei. Der Schäfer antwortete: „Unser Heiland ward um dreißig Silberlinge verkauft. Da er nun wohl doch etwas mehr wert war als Sie, so werden Sie sich nicht beschweren können, wenn ich Sie neunundzwanzig Schillinge wert halte.“ — „Ihr habt recht, mein Freund“, meinte der Edelmann nach einer kurzen Pause, „aber nun laßt sehen, ob Ihr mir sagen könnt, was ich denke. Das soll Euch wohl

schwer fallen.“ — „Gar nicht“, erwiderte der Schäfer, „ich wollte wetten, daß Sie mehr auf Ihren als auf meinen Nutzen denken.“ — „Ja, das ist wahr!“ versetzte der Edelmann. Aber was sagt Ihr zu der vierten Frage: „Wißt Ihr, was ich glaube?“ — „O ja“, sagte der Schäfer, „nicht wahr, Sie glauben, daß ich Ihr Pfarrer bin?“ — „Freilich!“ entgegnete der Gutsbesitzer. — „Aber Sie irren sich“, erwiderte jener, „i k bin man blot dei Schäper!“

Neben der Wetterkunde betrieben die Schäfer — zum Teil tun sie es auch heute noch — die Heilkunde an Tieren und Menschen, und man weiß überall von den Wunderkuren, die ihnen gegliückt sein sollen, zu erzählen. Meilenweit kamen früher die Leute zu den heilkundigen Schäfern, um sich von ihnen ein besonders wirksames Pulver zu holen. Die Bereitung der Medizin war fein sorgfältig bewahrtes Geheimnis, das er erst beim Tode seinem Sohn oder seiner Tochter mitteilte. Die Zusammenfügung eines solchen Schäferpulvers, wie es vor etwa einem halben Jahrhundert in unserm Pommerland in Gebrauch stand, wird wie folgt beschrieben: „Ein Teil feingestößenes Glas von Kirchenfenstern, einen Zipfel eines blau lakenschen Rodes (Zuchrodes) verbrannt, endlich ein bißchen Geschabtes vom linken Knie.“ Dieses Pulver sollte mit Branntwein täglich dreimal eingenommen werden; es sollte ein Heilmittel gegen alle möglichen Suchten bilden, von denen es der Schäferwissenschaft zufolge angeblich dreißig

Erntezeit.

Von Gustav Mettger.

Nun beugst wieder,
wie jedes Jahr,
Gott segnend sich nieder
auf Halm und Arr.
Er küßet die Aehren
zu jungem Brot
und trocknet die Ähren
und stillt die Not.
Falt fromm deine Hände
in dieser Zeit
über Segen und Spende,
dankebereit!

gab. Weitere Rezepte empfahlen, warme Milch mit Ruhmist gegen Kopfschmerzen oder Schweinebrot in Del gegen Schwindel zu verwenden. Das sind gewisse Arzneien, die uns heute seltsam, ja, ekelhaft erscheinen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß in früheren Jahrhunderten auch die Ärzte ähnliche Heilmittel anwandten! Und wie heißt doch unsere alte pommerische „Bötenregel“ beim „Besprechen“? „Selpt dat nisch, dann schad't ot nich!“

Walter Barg.

Das „Norddeutsche Bürgerhaus“ in Kolberg.

Erhaltung eines Kolberger Baudenkmals.

In Kolberg wurde vor Jahresfrist eins der ältesten, aus dem 16. Jahrhundert stammendes Giebelhaus von der Stadt aufgekauft, um es, wiederhergestellt, als „Norddeutsches Bürgerhaus“ zu erhalten und für Museumszwecke herzurichten. Die Viele weist eine schwere, aus 16 eichenen Balken bestehende Decke auf, das rechts neben der Viele gelegene älteste Zimmer eine prachtvolle gotische Decke, deren ursprüngliche Farbe wiederhergestellt werden soll. Gut erhalten sind die Treppen und Türen mit ihren Barockschmuckereien. Das im Laufe der Jahrhunderte verschiedentlich umgebaute, durch ein Zimmer zur linken Seite erweiterte, die Entwicklungsstufen vom Hallenhaus zum „Nordischen Bürgerhaus“ deutlich zeigende alte Haus ist der Typ des in Norddeutschland gewachsenen Hauses, das im niederländischen Bauernhaus eine Parallele aufzuweisen hat. — In Kolberg erwirbt man ein Haus, um es als Museum einzurichten; in Köslin, der Regierungshauptstadt, beschäftigt man sich mit dem Gedanken, ein vorbildlich eingerichtetes Museum aufzulösen, trotzdem man ein dafür geeignetes öffentliches Grundstück hat. Ja, ja, Köslin liegt nicht weit von Zanow, mit dem es die Rollen offenbar vertauscht hat.

opl.